

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 3 (1899-1900)
Heft: 4

Artikel: Traurige Geschichte eines Hafenjungen
Autor: Aho, Johani
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Traurige Geschichte eines Hasenjungen. *)

Von Johani Aho.

„Du hast jetzt ebenso große Augen wie ich“, sagte die Hasenmutter zu ihrem Sohne und setzte sich mit gespitzten Ohren und hängenden Vorderläufen auf die Hinterläufe.

Der junge Hase setzte sich ihr gegenüber, die Ohren gleichfalls gespitzt und die Vorderläufe auf dieselbe Weise hängend.

„Ja, ja, so ist es“, sagte die Mutter. „Ich habe bald für andere zu sorgen. Du kannst gehen. Was hungerst du noch, mach', daß du fortkommst.“

Klein-Lampe verstand, daß es der Mutter bitterer Ernst mit ihren Worten war.

Er war ganz verwirrt, sein Blick trübte sich und er ließ sich langsam auf die Vorderläufe nieder, so tief, daß seine Kreuzschnauze den Boden berührte. Er hätte sich so gerne schmeichelnd an die Seite der Mutter geschmiegt, sie mit seinen ungeschickten Sprüngen erweicht und alles in Scherz verwandelt. Aber der Mutter Miene wurde immer ernster, ihre Augen noch runder als vorher. Klein-Lampe schlich vorüber und verschwand mit kurzen Sätzen im Gebüsch.

Sein Verstand sagte ihm, daß er jetzt sich selbst überlassen war, und daß er unschuldig litt. Er ging mit betrübtem Sinn gerade vorwärts; er geriet auf einen Fahrweg, blieb aber nicht stehen, um sich umzusehen. Er begegnete einer Schafherde, schenkte ihr jedoch keinen Blick. Er war beleidigt und man sollte es sehen. Er gelangte in unbekannte Gegenden, kümmerte sich aber nicht darum. Er wanderte und wanderte, so weit der Wald reichte — man hatte ihn ja verlassen. Was sollen mir noch die Furchen der Felder, die Laubwäldchen mit ihren Espen, die Wiesen mit dem guten Grase und die Senkungen mit ihrem Schachtelhalm . . . mich kümmern's nicht mehr, es ist mir alles gleich, ich sterbe vor Hunger — dann wird sich schließlich vielleicht noch jemand meiner annehmen.

Dazu war das Wetter so schön und der Sommernachmittag so warm.

Gerade als Lampe sich im Schutze des tiefsten Tannenwaldes glaubte, hörte dieser auf, und er befand sich am Rande einer Wiese, hinter einer Scheune am Feldraine, und etwas weiter lag ein Gehöft.

Er blieb stehen und lauschte.

*) Siehe Heft 3: „Aus dem Land der tausend Seen“. Finnische Novellen, herausgegeben von Max Buch, Leipzig, H. Haessel. 4 Mark.

Dort herrschte Leben und Bewegung, die Viehmagd rief die Kühe nach Hause, und die Schellen klangen schon hinter ihm. Es waren bekannte Schellen, er hatte sie jeden Tag gehört. Die Kühe hatten den ganzen Sommer dieselben Weideplätze besucht wie er.

In dem Augenblick war Lampes Kummer vergessen. Er war ja doch nicht so ganz allein und er stellte sich auf zwei Läufe, als die Leitu den Kopf vorstreckte und zum Gehöfte hin brüllte. Das war ja ein alter, guter Kamerad . . . jetzt fehlte ihm nichts mehr.

Er wagte sich auf die Wiese hinaus, schlich längs des Grabenrandes dahin und machte einen kleinen Ausflug zur Scheune, von dem er jedoch in das Walddickicht zurückkehrte. Dort fand er am Rande des Laubwaldes eine dichte kleine Tanne, an deren Fuß er sich zur Ruhe niederlegte.

Hier schlummerte er, müde von den Gemütsbewegungen, ein, den Kopf zwischen den Schultern und die Ohren auf den Rücken heruntergedrückt.

Erst am Abend erwachte er. Er fühlte einen nagenden Hunger. Aber er kannte schon den Weg zur Wiese mit dem zarten Grase; hier und da biß er einen Halm ab und zernagte ihn.

Die Wiese war noch nicht gemäht und das Gras so hoch, daß er, selbst wenn er sich auf die Hinterläufe aufrichtete, kaum mehr als die Baumwipfel, die Wetterfahne auf dem Brunnen und den First des Daches sehen konnte.

Er hatte sich satt gegessen und mit der Zunge Wasser aus dem Graben geschlürft; noch vor Grauen des Tages war er an das neue Leben gewöhnt und beschloß hier zu bleiben; die Mutter war ihm nunmehr nur eine entfernte Erinnerung. Er untersuchte vorsichtig seine Umgebung. Allmählich trat er sich Wege ein, die er dann verfolgte, ohne einen Zoll breit davon abzuweichen. Er hatte seine eigenen Lücken in den Bäumen, er suchte sich bestimmte Futterstellen und trank aus seinem eigenen Moosgraben. Er hatte sich vertraut damit gemacht, daß alles sein Eigentum sei; Bäume und Büsche, das Wäldchen und die Wiese mit der Scheune waren sein, und sein auch das Gehöft da hinten, wo am Tage reges Leben herrschte, in der Nacht aber Stille und Ruhe, gerade wenn er sich zu rühren pflegte.

Die Kinder kamen freilich oft und pflückten Beeren dicht neben ihm; aber wenn er dann den Rat der Mutter befolgte, sich dicht an den Boden drückte, nicht ein Härchen bewegte, nicht einmal zwinkerte so gingen die Kinder vorbei, ohne etwas zu bemerken, und waren bald im Gestrüpp verschwunden. Als die Mäher zum erstenmal ihre Sensen schliffen, er-

schraf er aufs äußerste, machte drei Sätze von seiner Schlafstelle weg und war dem Tode nahe vor Schreck. Doch als das Entsetzliche ihm nicht näher kam, beruhigte er sich, kehrte zurück und gewöhnte sich allmählich an den Laut. Dann klang es ihm immer vertrauter und mischte sich in seine täglichen Träume. Er lernte allmählich alle Laute unterscheiden, die Stimmen der Menschen, das Läuten der Schellen, das Rädergerassel, die Rufe der Pflüger und das Wiehern der Pferde.

Den Sommer über tummelte er sich im duftigen Grase, wuchs, nahm zu und fühlte eine merkwürdige Kraft in seinen Beinsehnen.

Das Heu war eingeführt, die Tage wurden kürzer, die Nächte länger und das Wetter sehr schlecht. Es knisterte beständig im Walde, die fallenden Blätter erschreckten ihn und das Laub gab keinen Schutz mehr. Vom Walde her knallten Schüsse, Hundegebell und Lärm ertönte. Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, aber ihm ahnte, es könnte nichts Gutes sein.

Einmal gingen einige große Gestalten an ihm vorbei und längs der Wiese sprang ein schnupperndes, schnaubendes Ungetüm. Die dort hatten Böses im Sinne; er lauschte mit starren Blicken, die Hinterläufe sprungbereit. Schnell duckte er sich nieder und war gerettet. Sie gingen vorüber und kamen nicht wieder.

Eines Tages geriet er in das höchste Erstaunen. Er leckte seine Pfoten und Seiten und erkannte sein eigenes Fell nicht mehr. Er fing an weiß zu werden. Was hatte das zu bedeuten? Das war ja ganz verrückt. Alles um ihn her wurde schwärzer und schwärzer, nur er wurde immer weißer. Es schien ihm, als fände er nirgends mehr Schutz, als könnte man überall auf ihn zielen, und als wiesen Bäume und Sträucher mit dem Finger nach ihm. Rührte er sich nur, so war eine Elster da, die ihn auslachte, oder ein Eichhäher, der über seinem Kopfe schrie. Beschämt suchte er im dichtesten Wachholdergebüsch Schutz, wagte sich nicht auf offene Stellen hinaus und hielt sich in schönen Nächten in seinem Versteck, auch wenn der Hunger ihn quälte. Ja, es wurde immer schlimmer, er wurde immer weißer und war nahe daran, in Verzweiflung zu geraten.

Aber eines Tages, als er sich um jeden Preis hinaus auf 'die Suche nach Futter begeben mußte', wartete seiner eine angenehme Ueberraschung. Er wäre vor Erstaunen fast auf den Rücken gefallen. Der Boden war weiß und die ganze Gegend hatte ein fremdes Aussehen. Als er sich umsah, bemerkte er Spuren im Schnee. Er ging zurück und wieder vorwärts, und überall entstanden solche Spuren. Er sprang zur

Seite, aber auch dort waren welche zu sehen, als er die Stelle verließ, es war zu sonderbar und lustig. Er hatte Lust laut zu lachen.

Das Weiße fand sich überall, es tropfte vom Himmel auf seine Pfoten und seine Schnauze, und überall war es gleich; das schwarze Ackerland war ebenso weiß wie das Tal und die Wiesen; ebenso weiß wie er selbst. Die ganze Welt war ihm gleich geworden.

Mit Ankunft des Winters erwachte neue Lebenskraft in ihm. Er empfand oft eine unbezwingliche Lust, geradeaus über die Schneefläche zu jagen, die sich rings umher ausdehnte. Alle Friedensstörer waren längst verschwunden. Weder Hundegebell noch menschliche Stimmen waren vom Hofe zu hören. Nichts als das Knarren der Schlittenkufen und das Schnarren der Wetterfahne auf dem Brunnen. Er hatte nur noch zwei Kameraden, die Meise und den Hackspecht.

Die Mondscheinnächte waren ihm Feierstunden. Wenn er sich sein Abendbrot im Haferstroh gesucht hatte, so begab er sich auf Lusttouren.

Der Hof dort hinten lockte ihn besonders; es ergriff ihn eine wilde Lust, hinter den Wiesenzaun zu gehen, und er ging. Es war ein Loch im Zaun, er kroch hindurch; blieb mitten auf dem Felde stehen und dachte nach. Dann wagte er sich bis zur Getreidedarre, die eben geheizt wurde. Er schnupperte in die rauchige Luft hinaus, ging hinter das Spreuhaus und trat unvorsichtig in ein Bund Stroh, was ihn so erschreckte, daß er einen langen Seitensprung in den Schnee tat. Dieses Mal wagte er sich nicht weiter.

Aber die nächste Nacht war er kühner. Er schlich sich von der Getreidedarre den Weg entlang zum Hofe, wo er auf dem eingetretenen Wege zwischen Knechtswohnung und Stall stehen blieb. Auf dem Hofe standen ein Schlitten und eine Wassertonne.

Im Stalle hörte er das Pferd fressen, aber sonst war nichts Furchterweckendes zu merken.

Jetzt hatte er also gesehen, wonach ihn so lange gelüftet, und befriedigt kehrte er auf seiner eigenen Spur über das Feld und die Wiese zu seinem Wachholderbusch zurück.

Nachdem er sich so Mut gemacht hatte, unternahm er diesen Weg jede kalte Nacht, da man fror, wenn man sich nicht bewegte.

Um sich zu erwärmen, durchstreifte er die ganze Gegend kreuz und quer, machte mitunter lustige Sprünge auf Acker und Wiese und spielte im Mondscheine mit seinem eigenen Schatten. Er beherrschte die ganze Gegend, trat sich ordentliche Wege im Schnee ein, trat sie nach jedem Schneefall von neuem ein und umschloß so das ganze Gehöft.

Da geschah es einmal, als er mit gespitzten Ohren vor dem Stalle saß, daß ein weißes schreckliches Gespenst aus der Haustür trat. Mit einem Satz stürzte sich Lampe ins Versteck zwischen Knechtswohnung und Stall und hörte, wie man hinter ihm her rief und in die Hände klatschte. Es hatte geschneit und wie ein Blitz schoß er auf seinem alten Wege zum Loch im Baune dahin, den Lauf bergab noch beschleunigend.

Da stieß er plötzlich ein herzerreißendes Stöhnen aus, das vom eisbefleiden Waldesrande als schwaches Echo zurückgegeben wurde; er fiel auf die Schnauze in den Schnee, warf sich auf den Rücken — und war tot. — Der Hinterlauf war in das unter dem Schnee lauernde Eisen der Falle geraten.

Vor Schreck brach sein zartes Herz.

Der Tod kam so schnell und unerwartet, daß er nicht einmal den Stempel der Furcht auf sein Angesicht drücken konnte.

Er hauchte sein Leben in einer schönen Mondnacht aus, und am nächsten Morgen trug ihn der kleine Sohn des Hauses als Eisblock jubelnd heim.

Bücherchau.

Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Frey. Stuttgart, 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 8 Fr.

Das ist wohl das bedeutendste litterarische Festgeschenk, welches der Schweiz zum Beginn des Jahrhunderts gemacht wurde. Als Freund C. F. Meyers wie als Litteraturhistoriker zu der schönen biographischen Aufgabe wohlberufen, hat Adolf Frey mit poetischer Kraft und Anschaulichkeit, intim und pietätvoll zugleich, den Werdegang des großen Dichters und vom Gemeinen unberührten Menschen so weisevoll, und dennoch nirgends den Kreis der Tatsachen überschreitend, geschildert, daß wir uns beim Lesen des herrlichen Buches von dem hohen und reinen Geist des Dahingegangenen umschwebt fühlen. Die Stunden aber, da seine Nähe uns beseligt, sind geweiht.

Stimmen und Bilder. Neue Gedichte von Ferdinand Avenarius. Buchschmuck von J. v. Ciffarz. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig.

Fast lauter Treffer! Eine Herz und Geist erquickende Sammlung lyrischer und epischer Gedichte, die da und dort in Symbolismus machen, aber nirgends ins Verschwommene verlaufen. Bei höchster Bildung und Zusammenfassung unserer ganzen Kultur inniges Zusammensfühlen mit der Natur; daher die großen, weitlinigen Bilder und die morgenfrische Sprache, deren Material Avenarius energisch und doch zart anfaßt wie der Goldschmied sein Werkzeug. Der Dichter ist trotz aller Gesundheit und Heiläugigkeit ein ernster Sinnierer, vor allem aber ein Mensch und eine Persönlichkeit. Darum übt er da, wo er sich am schlichsten gibt, die tiefste Wirkung. Man lese nur das ergreifende „Bild“ Theodor.